





*Tara Conklin*

**Die  
letzten  
Romantiker**

Roman

*Aus dem amerikanischen Englisch  
von Edith Beleites*

HarperCollins

Die Originalausgabe erschien 2019 unter dem Titel  
*The Last Romantics* bei William Morrow, New York.

1. Auflage 2021  
© by Tara Conklin  
Deutsche Erstausgabe  
© 2021 für die deutschsprachige Ausgabe  
by HarperCollins in der  
Verlagsgruppe HarperCollins Deutschland GmbH, Hamburg  
Published by arrangement with Tara Conklin  
Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literarische Agentur  
Thomas Schlick GmbH, 30161 Hannover.  
Gesetzt aus der Stempel Garamond  
von GGP Media GmbH, Pößneck  
Druck und Bindung von CPI books GmbH, Leck  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-95967-548-2  
[www.harpercollins.de](http://www.harpercollins.de)



**In Erinnerung an Luella Briody Conklin  
und Kenneth Conklin**

**Für meine Schwestern**



*Hinter den Fassaden verbirgt sich ein Muster, das uns  
– und damit meine ich alle Menschen – miteinander  
verbindet, die ganze Welt zu einem Kunstwerk macht und  
zu einem Teil dieses Kunstwerks. »Hamlet« oder ein  
Beethoven-Quartett sind die ganze Wahrheit über das  
gewaltige Durcheinander, das wir als die Welt bezeichnen.  
Aber es gibt keinen Shakespeare, keinen Beethoven und  
ganz gewiss keinen Gott; wir sind die Worte, wir sind die  
Musik, wir sind das Werk selbst.*

Virginia Woolf, Augenblicke des Daseins

*Wait! They don't love you like I love you.*

Yeah Yeah Yeahs



## 2079

Zuerst hielt ich das Mädchen für eine Erscheinung. Ein Gespenst. Es stand auf und ging durch die Zuhörerreihen aufs Mikrofon zu.

Ich verharrte ganz still. Seit eineinhalb Stunden saß ich auf der Bühne und sprach mit dem Publikum über mein Werk. Obwohl ich größere Menschenansammlungen verabscheue, war der Abend ein großer Erfolg. Die Zuhörer waren respektvoll, intelligent und wissbegierig. Ich hatte sie sogar zum Lachen gebracht. Nur einmal hörte man Sirenen, ein kurzes Aufheulen, und ich hatte meine Lesung einen Moment lang unterbrochen. Wir alle warteten ab – die tausend Menschen hier im Saal ebenso wie diejenigen, die die Veranstaltung über Satellit oder im Livestream verfolgten. Wir warteten ab, und als die Sirenen verstummten, trug ich weiter das Gedicht vor, um das es gerade ging.

Danach konnten die Menschen Fragen stellen. So viele Fragen! Natürlich war bei meinem ersten öffentlichen Auftritt seit fünfundzwanzig Jahren mit Fragen zu rechnen gewesen, aber dass die Menschen mein Werk so intensiv und gründlich gelesen hatten, hatte ich nicht erwartet. Immer noch überrascht mich, dass meine Worte im achtzigsten Jahr dieses literarischen Experiments irgendjemandem außer mir etwas bedeuten.

Ich bin hundertzwei Jahre alt und eine angesehene Dichterin. Mein Name ist Fiona Skinner.

Als das Mädchen ans Mikrofon trat, war ich in Gedanken ganz woanders. Meine Kraftreserven waren ziemlich aufgebraucht, und ich fragte mich gerade, welchen Imbiss Henry backstage für mich bereithielt. Ich hoffte auf einen Schokoriegel mit einer Füllung aus Erdnussbutter – mein Lieblingsnack. Aber ich dachte auch an andere Annehmlichkeiten: das große, weiche Bett in meinem Haus in den Bergen; den Fluss, in dem sich jede Menge Forellen tummelten; den tiefen kühlen Brunnen; den Generator mit seinem beruhigenden Brummen. Dort konnten wir die Sirenen nicht hören, denn die nächste Stadt lag zu weit entfernt. Es war ein sicherer Ort, unser Haus, außerhalb der Reichweite von Politik und steigenden Meeresspiegeln. Jedenfalls bildete ich mir das ein. Man kann mit allen möglichen Illusionen leben und so fest an unsichtbare Mächte wie Sicherheit, Gott oder Liebe glauben, dass man sie für real hält. Repräsentiert von einem Bett, einem Kreuz, einem Ehemann. Aber selbst Vorstellungen, die man für wirkmächtig hält, sind eben nur Vorstellungen und somit zerbrechlich.

Das Mädchen am Mikrofon war ein faszinierender Anblick: schlank und groß, ein kinnlanger, exakt geschnittener Bob. Es mochte vielleicht achtzehn oder zwanzig sein, also kein Mädchen mehr, fast schon eine Frau.

Die Zuhörer schwiegen erwartungsvoll. Die junge Frau räusperte sich. »Ms. Skinner«, begann sie dann. »Ich heiße Luna.«

»Luna?«, wiederholte ich und hielt den Atem an. Einen Moment lang reiste ich in Gedanken all die Jahre zurück an einen anderen Ort, in eine andere Zeit. Endlich, dachte ich. Luna ist zurückgekehrt.

»Ja. Meine Mutter hatte die letzte Zeile des Liebesgedichts im Sinn, als sie mir diesen Namen gab.«

»Ach so, verstehe.« Ich lächelte. Henry hatte mir erzählt, wie beliebt dieser Name geworden war. Auf manche Leser hatte das Liebesgedicht diese Wirkung gehabt. Sie wollten etwas davon in die Realität hinüberretten. Und hier stand nun eines der inzwischen groß gewordenen Babys vor mir. Eine andere Luna.

Das Gesicht der jungen Frau lag zum Teil im Schatten. Auf ihrer rechten Wange sah ich einen Leberfleck, fast so groß wie eine Eincentsmünze. Ein Muttermal. Ein dunkler Kuss.

»Meine Mutter wollte Sie immer nach dem Namen fragen«, fuhr Luna fort. »Sie hat die letzten Seiten in der Schule auswendig gelernt. Als mein Bruder und ich klein waren, hat sie uns den Text beim Abendessen vorgesprochen, wenn es uns nicht gut ging.« Die Erinnerung ließ ihre Züge ganz weich werden. »Das Liebesgedicht hat ihr viel bedeutet. Jetzt frage ich stellvertretend für meine Mutter: Wer hat Sie inspiriert? Wer war Luna?«

Aus dem Zuschauerraum kam kein Laut. Auf der Bühne war es wegen der Scheinwerfer ziemlich heiß, aber plötzlich wurde mir so kalt, als flösse Eiswasser durch meine Adern. Ich zitterte. Schweiß bildete sich auf meiner Stirn. Ich hatte es immer abgelehnt, diese Frage öffentlich zu beantworten. Oder privat. Nicht einmal Henry kannte die Wahrheit. Dass sie heute Abend erneut gestellt würde, hätte mir klar sein müssen. War sie nicht der Grund, warum ich mich auf einen letzten Auftritt eingelassen hatte? Warum ich überhaupt hier war? Endlich wollte ich diese Geschichte erzählen.

Die alte Reue saß mir wie ein Kloß im Hals und blockierte meine Stimme. Ich räusperte mich.

»Luna ist natürlich das spanische Wort für Mond«, sagte ich dann. »Das Gedicht enthält viele Metaphern und Symbole, die Verschiedenes bedeuten. Ich habe es vor fünfund-siebzig Jahren geschrieben, musst du wissen. Deine Mutter, du, ihr alle hier ...« – ich winkte den Zuhörern zu – »... wisst inzwischen besser als ich, was dieses Gedicht bedeutet.«

Die Luna, die vor mir stand, schüttelte enttäuscht den Kopf. Dabei fiel ihr eine Haarsträhne über die Augen, und sie strich sie zurück. »Nein, ich meine die Frau, für oder über die dieses Gedicht geschrieben wurde. Meine Mutter hat immer gesagt, dass es darin um eine Frau namens Luna geht.«

Ich richtete mich auf und hörte meine Wirbelsäule knirschen, ein kleiner innerer Aufruhr. Es passierte nicht oft, dass ich so in Verlegenheit gebracht wurde. Zu Hause hatte ich einen Gärtner, eine persönliche Assistentin, eine Haushälterin, eine Köchin. Ich lebte mit meinem zweiten Mann, Henry, zusammen, aber ich war diejenige, die bestimmte, was zu geschehen hatte. Manche hielten mich für dominant. Ich selbst bezeichnete mein Auftreten lieber als selbstsicher. Auch dieses Mädchen war selbstsicher, das sah ich allein schon daran, wie es die Schultern hielt und die Lippen schürzte.

Wie sollte ich die erste Luna beschreiben? Ich war Luna Hernandez ja nur einmal begegnet. An einem Abend, als der Wind Zweige und Äste von den Bäumen riss und Blätterhaufen in den Straßen vor sich her peitschte. Vor Jahrzehnten, seither war fast ein ganzes Leben vergangen. Diese Luna war in mir gewachsen und hatte mein Denken verändert, bis ich kaum noch sie sah. Waren ihre Augen braun oder grau? Ihr Leberfleck, saß er auf ihrer rechten oder linken Wange? War es Reue gewesen, die ich an jenem Abend in ihrem Gesicht gesehen hatte, oder Gleichgültigkeit?

»Ich habe ein Gedicht über die Liebe geschrieben«, begann ich und wandte mich an die Zuhörer. »Aber es gibt Grenzen. Bestimmte Verfehlungen. Ich habe die Liebe immer mit Vorsicht betrachtet. Was sie verspricht, ist schwindelerregend, was ihr zugrunde liegt, ist vage, ihr Ursprung undurchsichtiger als Schlamm.«

Jemand im Publikum kicherte. »Ja, Schlamm!«, sagte ich laut in die Richtung, aus der das Gekicher gekommen war. »Als ich jung war, habe ich versucht, die Liebe zu sezieren, wie etwas, das man gut beleuchtet vor sich auf den Tisch legt, um dann darin herumzustochern und es in Stücke zu schneiden. Jahrelang hielt ich es für möglich, ihren Kern, ihr innerstes Wesen freizulegen, und ich glaubte, sobald dieses Grundelement gefunden wäre, könnte man es züchten und pflegen wie eine Rose und etwas Wunderschönes entstehen lassen. Damals war ich eine Romantikerin. Ich wusste noch nicht, dass es unmöglich ist, Betrug zu verhindern. Wenn man lange und gut genug lebt, um die Liebe kennenzulernen, ihre zahlreichen Erscheinungsformen und Spielarten, wird man schwach. Und bricht jemandem das Herz. Das verschweigen unsere Märchen. Genau wie die Lyrik.«

Ich hielt inne.

»Sie haben meine Frage nicht beantwortet«, sagte Luna, die Arme vor der Brust gekreuzt und das Kinn gesenkt.

»Ich will dir eine Geschichte erzählen«, sagte ich. »In diesen schwierigen Zeiten sind Geschichten wichtig. Auf gewisse Weise sind Geschichten das Einzige, was wir haben, um uns eine Vision von der Zukunft zu geben.«

Luna entfernte sich vom Mikrofon. Sie hörte aufmerksam zu, genau wie alle anderen, die Schultern leicht vorgebeugt, neugierig und hellwach.

»Vor langer Zeit«, begann ich, »lebten einmal ein Vater, eine Mutter und vier Kinder, drei Mädchen und ein Junge.

Sie wohnten in einem ganz gewöhnlichen Haus, in einer ganz gewöhnlichen Stadt, und eine Zeit lang waren sie glücklich.« Ich unterbrach mich, und alle starrten mich an, Dutzende Augenpaare. »Und dann ...« Wieder unterbrach ich mich, fühlte mich ganz schwach und trank einen Schluck Wasser. »Und dann begann die Große Pause. Damit fing alles an. Unsere Mutter wollte das nicht, ganz gewiss nicht, aber das hier ist die Geschichte einer gescheiterten Liebe, und die Große Pause war nur der Anfang.«

# **1. Teil**

## **Bexley**



# 1. Kapitel

Im Frühling des Jahres 1981 starb unser Vater. Er hieß Ellis Avery Skinner, und schon mit vierunddreißig kämmte er hoffnungsvoll jeden Morgen ein paar dünne Haarsträhnen über die rautenförmige kahle Stelle an seinem Hinterkopf. Wir wohnten in der mittelständischen Kleinstadt Bexley, Connecticut, wo unser Vater eine Zahnarztpraxis betrieb. In dem Moment, als sein Herz stillstand, zog er sich gerade ein Paar blaue Gummihandschuhe an, während seine Nachmittagspatientin, Ms. Lipton, vor ihm auf dem glatten Polster des Behandlungsstuhls lag und unter ihrer süßlichen Chloroformmaske tief und gleichmäßig atmete.

»Oh!«, sagte unser Vater und fiel seitwärts zu Boden.

»Dr. Skinner?« Ms. Lipton setzte sich auf. Sie wankte ein wenig in ihrer Betäubung und schaute erschrocken auf unseren am Boden liegenden Vater. Er zuckte noch einmal, zweimal, dann begann Ms. Lipton zu schreien.

Sein Gesichtsausdruck, berichtete sie später unserer Mutter, sei eine Mischung aus Kapitulation und vollkommener Überraschung gewesen.

Unsere Mutter war damals einunddreißig. Sie hatte nie in Vollzeit gearbeitet und am Colby College in ihrem Heimatstaat Maine Englische Literatur studiert; ihre Bachelorurkunde lag zusammengerollt in einem Kleiderschrank oben in unserem Haus. Dunkle Haare umrahmten ihr Gesicht

wie gebügelte Vorhänge ein Fenster. Ihre Augen waren groß und braun, ihre Wimpern kurz und spärlich, und ihre schmalen Lider gaben ihr stets einen Anschein von Wachsamkeit und Ausgeliefertheit. Sie hieß Antonia, aber alle nannten sie Noni, und lange vor meiner Geburt hatte festgestanden, dass auch ihre Kinder sie Noni nennen sollten.

Es war ein nasskalter Tag, als mein Vater begraben wurde, Mitte März. Ronald Reagan war Präsident, der Kalte Krieg in vollem Gange, und Star Wars ließ uns alle an unsichtbare Mächte glauben. Bexley war eine Stadt, in der die Menschen einander im Postamt oder in der Bank mit Namen grüßten, und niemanden interessierte, ob jemand Geld hatte oder nicht. Der Arzt und der Arbeiter vom Sägewerk kamen zu meinem Vater, wenn sie eine Wurzelbehandlung brauchten, und beide tranken ihr Bier in derselben zugigen Kneipe. Der dunkle Punnel River mäanderte im Osten der Stadt dahin und bot uns im Sommer jede Menge Möglichkeiten, unsere Freizeit zu verbringen. Damals wäre es einem absurd vorgekommen, als Pendler die eineinhalbstündige Fahrt auf sich zu nehmen, um in New York City zu arbeiten. Wer in Bexley wohnte, arbeitete auch in Bexley.

Es war also keine Überraschung, dass die ganze Stadt dem Begräbnis unseres Vaters beiwohnte. Hunderte, wie es mir schien. Tausende. Noni führte uns mit eiserner Hand durch diesen schrecklichen Tag, indem sie ständig zwei von unseren acht Händen hielt. Abwechselnd, denn sie bevorzugte keinen. Sie hatte vier Kinder, und alle vier hatten es nötig, ihre warme Hand zu spüren.

Renee, die Älteste von uns, war elf. Sie war groß, dünn und feingliedrig und trug die kastanienbraunen Haare zu einem Zopf geflochten, der ihr lang über den Rücken hing. Schon als Kind war sie tüchtig und beherrscht, auch bei der Beerdigung. Sie weinte nicht und machte kein Theater, als

ihre Strumpfhose eine Laufmasche bekam. Sie half Noni mit uns Jüngeren und versuchte, nicht auf den Sarg zu starren.

Die Zweitälteste war Caroline, acht, dann kam Joe, sieben. Caroline war die Hübscheste von uns, mit Wangen so rosa wie Kaugummi, und im Sommer wurden ihre Haare fast blond. Joe, der einzige Junge, hatte große Hände und Füße und widerspenstige Haare, die er ständig aus der rechten Gesichtshälfte strich. Joe und Caroline sahen sich sehr ähnlich und hatten das gleiche breite Grinsen, sodass sie oft für Zwillinge gehalten wurden und manchmal selbst vergaßen, dass sie ein Jahr auseinander waren.

Und dann kam ich, Fiona, die Jüngste, vier Jahre und acht Monate alt, als unser Vater starb. Ich war ein pummeliges Kleinkind mit weichen, runden Knien und störrischen roten Haaren, die mein sommersprossiges Gesicht umkrin-gelten. Mein Aussehen unterschied sich von dem meiner schlanken, wohlgeformten Geschwister so sehr, dass unsere Nachbarn manchmal skeptisch die Augenbrauen hoben, reserviert das Kinn vorschoben oder uns so misstrauisch be-äugten, dass man ihnen ansah, welche Verdächtigungen und Gerüchte sie über uns verbreiteten. So ging es zu in Bexley, Connecticut. Neu-Engländer der Arbeiterklasse in gestärkten puritanischen Ethikkorsetts. Ihre Fingernägel mochten schmutzig sein, aber ihre Seelen waren rein. Nach dem Tod unseres Vaters verebten die Gerüchte. Witwenschaft ging über mutmaßliche Untreue. Ihre Trauer machte Noni un-fehlbar, unantastbar.

Ich kann mich kaum an die Zeit erinnern, als mein Vater noch lebte, aber klar und sehr detailliert an den Tag, als wir ihn beerdigten. Auf dem Friedhof flog ein Schwarm Krähen über den Sarg. Unser Priester, Pater Johns, hielt seine Ansprache mit einer Stimme, die er wie einen Sturm an-

und abschwellen ließ, mal laut, mal leise. Ich konnte kein Wort verstehen. Geschmolzener Schnee hatte den Boden aufgeweicht, aber unter Bäumen und entlang der schattigen Seite des marmornen Mausoleums auf einem kleinen Hügel hinter den Gräbern lag hier und da noch Schnee.

Das Mausoleum ähnelte einem Haus: ein paar Stufen vor dem Eingang, ein spitzes Dach, fensterartige Mauernischen. Es war viel größer und beeindruckender als der Grabstein, den Noni für das Grab unseres Vaters ausgesucht hatte. Dieses Mausoleum interessierte mich mehr als Pater Johns, deswegen entwichte ich der Trauergemeinde und lief den Hügel hinauf. Die Steine des Gebäudes waren dunkelgrau, gesprenkelt von Regentropfen und Altersflecken – sehr ernst und bedeutend. An seiner oberen Kante entzifferte ich den Schriftzug GARRISON H. CLARK. Und darunter:

GELIEBTER VATER, EHEMANN, SOHN, BRUDER,  
KOLLEGE, FREUND.

Vom Fuße des kleinen Hügels hörte ich Pater Johns' dumpfe, tiefe Stimme. Aus der Ferne vernahm ich die Worte:

»Zu früh ...«

»Große Last ...«

»Fragt nicht ...«

Noni stand mit gesenktem Kopf da; meine Abwesenheit hatte sie noch nicht bemerkt. Sie war katholisch und spürte ihre Religion vom vielen Beten in den schmerzenden Knien, aber nicht – wie sie an diesem Tag feststellte – im Herzen. Es sollte das letzte Mal sein, dass sie an den Ritualen einer Religionsgemeinschaft teilnahm, der letzte Tag, an dem sie angesichts der Worte eines Mannes im Priestergewand den Kopf senkte.

Von meinem Hügel aus gesehen ähnelten die Trauernden den Krähen, nur dass sie größer und stiller waren, aber ge-

nau wie die Krähen hockten sie auf dem hellgrünen Frühlingsgras, das neben dem Sarg einen starken Kontrast zu der dunklen Erde bildete. Ich sah, dass auf dem Grabstein unseres Vaters nicht viel Platz war. Wie unscheinbar er war, wie dürftig – kein Vergleich zu Garrison H. Clarks prächtigem marmornen Mausoleum. Ich stand da, unter dem Namenszug eines Fremden, und blickte auf die Beerdigung meines Vaters hinab, und zum ersten Mal an diesem Tag musste ich weinen.

\*\*\*

Unser Haus war gelb und zweistöckig, im Kolonialstil erbaut, und große Ahornbäume und Eichen säumten unsere Straße. Im Frühling war sie mit Eicheln übersät, im Herbst mit roten und orangefarbenen Blättern. Eine steile, knarrende Treppe führte zu den Zimmern im Obergeschoss, und der Keller roch nach Moder und angesengten Laken. Im Hinterhof hatten wir eine metallene Schaukel, eine Sandkiste, die von den Nachbarskatzen benutzt wurde, und Blumenbeete mit Kapuzinerkresse, Lavendel, Gardenien und Klematis, die von Noni hingebungsvoll gepflegt wurden.

Nach der Beerdigung kamen immer mehr Trauergäste in das gelbe Haus. Alle, die mit in der Kirche gewesen waren, aber auch Leute, die ich noch nie gesehen hatte, die aber meinen Namen kannten, sich zu mir herabbeugten und Dinge sagten wie: »Fiona, Schätzchen! Fi!«

Unsere Nachbarin, Ms. Granger, nahm Teller in Frischhaltefolie und bonbonfarbene Tupperware entgegen und beeilte sich, alles auf den Tisch im Esszimmer zu stellen. Ich fand es merkwürdig, Ms. Granger in dieser Rolle zu sehen,

denn es sollte doch eigentlich Nonis sein. Aber die saß auf der orangefarbenen Couch und führte sich ein weißes Taschentuch vom Schoß an die Augen und wieder zurück, während Fremde vor ihr knieten und die Köpfe senkten, als erteilte Noni ihnen einen Segen. Noch nie hatte sie so wenig wie unsere Mutter ausgesehen.

Das Schwarz ihres Kleids, das Orange der Couch, das Weiß ihres Taschentuchs erinnerten mich an Halloween, und ich war auf eine seltsam sinnlose Art aufgeregt. Der Hysterie nahe. Und dann das viele Essen. Überall! Schüsseln mit grünen Weintrauben und Keksen und Karamellbonbons und Kartoffelchips. Platten mit Dreiecken von Schinken-Käse-Sandwiches, gewürfelte Wassermelonen, die tropften und unser weißes Tischtuch rosa färbten. Ich schnappte mir, so viel ich konnte, und verputzte es schnell, weil ich nicht wusste, was hier erlaubt war.

Schon bald stellte sich heraus, dass alles erlaubt war, wenn der Vater gestorben war. Ich entdeckte Joe mit einer Schüssel Bonbons und drei Dosen Cola unter dem Tisch. Caroline zog die Strumpfhose aus, räkelte sich auf dem Fußboden und sang; Renee saß im Schaukelstuhl und pulte ausgiebig an einer Borke auf ihrem Ellenbogen, ohne auf den Erwachsenen zu achten, der vor ihr stand und wieder und wieder mitleidsvoll ihren Namen sagte.

Ich tobte durchs Zimmer, klatschte Leuten auf den Po, ohne mich zu entschuldigen, popelte in der Nase und wischte mir die Finger am Couchtisch ab. Niemand griff ein, sagte etwas oder nahm überhaupt Notiz von mir. Diese Freiheit war ermüdend. Mit wackligen Beinen kletterte ich auf Renees Schoß. Sie trug ein steifes schwarzes Kleid und eine schwarze Strumpfhose, die sie hochzog, als ich es mir auf ihr bequem machte. Mit einem unbeschuhten Fuß versetzte sie den Schaukelstuhl in Schwingung, vor und zu-

rück, vor und zurück. Die Bewegung war so beruhigend, als befände ich mich auf einem Schiff auf hoher See oder in einem Auto auf einer holprigen Straße. So sollte mein Bild von Renee immer bleiben: ein Ruhepol inmitten turbulenter Zeiten.

Als ich auf Renees Schoß saß, fing es an. Ich weiß nicht, was Joe so wütend gemacht hatte. Ich weiß nur, dass er sich einen Schürhaken vom Kamin schnappte, ganz rußig an der Spitze, gusseisern und schwer, etwa so lang wie ein Baseballschläger.

Im Esszimmer fing Joe an, und dann arbeitete er sich systematisch durchs ganze Haus. Er schlug nicht nach Menschen, nur nach Dingen. Man hörte Holz und Glas splintern, dumpfe Schläge und ein Furcht einflößendes Krachen, wenn er den Schürhaken wieder und wieder auf einen Tisch, einen Stuhl und die vielen Schüsseln und Platten mit Essen niedersausen ließ. Die Geräusche erschreckten mich, aber ich weinte nicht. Ich hörte zu. Wir alle hörten zu. Leise Gespräche und Tränen wichen einem nervösen, feigen Schweigen.

Wamm. Er stürmte ins Wohnzimmer. Die Kristallschüssel mit Bonbons, die Porzellanlampe auf dem Couchtisch, Nonis Sammlung mundeblasener Katzen – alles krachte zu Boden. Vor dem Klavier hielt Joe kurz inne, dann zielte er auf die gerahmten Fotos, die darauf standen, Fotos, die uns, die Familie Skinner, so zeigten, wie wir bis zu diesem Tag gewesen waren. Alle sechs. Ellis und Antonia, Renee und Caroline, Joe und die kleine Fiona. Wamm. Alle sechs an windigen Stränden Neuenglands und vor lamettabehangenen Christbäumen, grinsend und Grimassen schneidend, Arme über Schultern, Hände haltend. Wamm. Kinder mit Zahnlücken, Allerweltsbabys, pausbäckig und in Windeln. Unsere Eltern waren stolz und erschöpft, fröhlich, unbe-

scholten und wunderschön, trotz ihrer kleinkarierten Polyesterkleidung. Wamm. Alles nur noch ein Scherbenhaufen.

Ich erwartete, dass jemand Joe stoppen würde, aber keiner tat es. Die Zerstörung schien durchs ganze Zimmer zu hallen, Aufstöhnen, erschrockenes Einatmen, aber sonst war alles still. Niemand sagte etwas. Niemand versuchte Joe aufzuhalten. Sogar Noni blieb auf der Couch sitzen, blass und erschüttert. Damals fragte ich mich, und ich würde es mich mein Leben lang fragen: Warum nahm unsere Mutter Joe den Schürhaken nicht weg? Warum nahm sie ihn nicht in die Arme und sagte ihm, alles käme mit der Zeit wieder in Ordnung?

Irgendwann hörte er auf. Mit seinen erst sieben Jahren war er bereits über einen Meter zwanzig groß. Aus seinem geliehenen schwarzen Anzug lugten seine blassen Fuß- und Handgelenke hervor. Auf seine Haare und Anzugschultern war Gipsstaub geriesel, und seine Haut war gespenstisch bleich. Mit der freien Hand wischte er sich den Schweiß von der Stirn.

Dann ertönte eine laute Männerstimme. Bis heute weiß ich nicht, wer es war, aber man kann wohl sagen, dass dieser Mann Joes und unser aller Leben eine Wendung gab. »Antonia«, sagte er, »dein Junge hat starke Arme. Es wäre schade, wenn er die nicht zum Baseballspielen benutzen würde.«

Jemand kicherte. Ein Kind fing an zu weinen. Mit einem dumpfen Aufprall ließ Joe den Schürhaken zu Boden fallen. Renee schob mich von ihrem Schoß und ging zu ihm. »Joe«, sagte sie. Seine Hände zitterten, und sie nahm eine davon in ihre. Caroline lief barfuß auf die beiden zu und umarmte Joe. Ich folgte ihr und torkelte dabei wie eine Betrunkene, weil ich ebenso übermüdet wie aufgeregt war, und umschlang Joes Waden und Füße.

Ich glaube, in diesem Moment wurden wir uns alle der Verantwortung gegenüber unserem Bruder Joe bewusst. Eine lebenslange Verpflichtung, der wir aus verschiedenen Gründen alle nicht gerecht werden sollten. Aber wir versuchten es: Renee auf ihre besonnene, besorgte Art; Caroline unüberlegt und mit großen Gefühlsausbrüchen, um sich dann wieder anderen Dingen zuzuwenden; ich still und zaghaft, weil ich annahm, dass Joe mich nicht brauchte, jedenfalls nicht so wie ich ihn. Jahre darauf entpuppte sich diese Annahme als falsch. Aber da war es schon zu spät.

\*\*\*

Das Erste, was Noni tat, als all das Beerdigungssessen verspeist war und wir Kinder wieder zur Schule gingen, war, Joe bei der Little League für eine Baseballmannschaft anzumelden. Sie glaubte immer nur eine Sache zurzeit regeln zu können. Sie fürchtete zu versagen, umzufallen und nie wieder aufstehen zu können, wenn sie versuchen sollte, uns allen gleichzeitig gerecht zu werden. Es sei wichtig, kleine Schritte zu machen, sagte unsere Nachbarin, Ms. Cooper-ton, eine Sozialarbeiterin, schon bei der Beerdigung zu ihr. Einen Tag nach dem anderen zu meistern. Nach und nach die Aufgaben von der To-do-Liste zu streichen.

Dass Joe nun eine starke männliche Bezugsperson fehlte, war Nonis größte Sorge. Bei dem Gespräch mit der Little League nannte man ihr den Namen eines Baseballtrainers, Marty Roach, der in Bexley einige Berühmtheit erlangt hatte. Seit dreiundzwanzig Jahren hatte er kleinen Jungen Teamgeist und die Freude an einem gut geworfenen Ball nahegebracht. Sein Büro, hatte man Noni gesagt, sei voll von Geburtstagskarten, die ihm ehemalige Spieler geschickt

hatten, inzwischen alles erwachsene Männer, die in anderen Städten wohnten und berufstätig waren, aber immer noch an Marty, ihrem alten Trainer, hingen. Genau so etwas hatte Noni gesucht. Jemanden, der Joe nachhaltig beeindruckten würde.

»Eigentlich ist die Mannschaft bereits vollzählig«, hatte der Mann von der Little League am Telefon gesagt. »Aber für Sie, Ms. Skinner, machen wir noch einen Platz frei.«

Zum ersten Training nahm Noni uns alle mit. Die Mannschaft traf sich auf dem Spielfeld der Bexley High School, ein holpriger Platz mit einem überstrapazierten Rasen entlang des Maschendrahtzauns im Norden des Geländes. Hinter dem Zaun wucherten Büsche, Brombeergestrüpp und spindeldürre Kiefern, die in der Ferne immer dichter wurden und schließlich dem Wald am Packensatt Peak zuwuchsen, dem bergähnlichsten Gebilde, über das Bexley verfügte. Schüler der Highschool sprangen gern über den Zaun und entwischten in die Wildnis, um zu rauchen, Alkohol zu trinken, Feuer zu machen und sich unbeholfenem, unvergesslichem Sex hinzugeben. Noni blickte in Richtung auf das Gebüsch, das sich gegen das zunehmende Durcheinander auf dem Spielfeld zu einer geordneten Verteidigungslinie zu formieren schien.

Auf dem Platz stellten sich ein Dutzend Jungen in einer Reihe auf, in lockerer Formation von ihren Vätern umringt. Die Luft roch nach nassen Blättern und süßlichem Mulch, der den Platz in großen Haufen nach Süden hin begrenzte – Vorboten der in Kürze vorgesehenen Frühjahrsbepflanzung. Etwas abseits stand Marty Roach. Bei seinem Anblick musste ich an ein Insekt denken. Er war klein und kräftig, hatte massige Schultern, einen großen dunklen Schnurrbart und Hände wie Baggerschaufeln. Vereinzelt dunkle Haare bildeten auf seinem weißen Schädel ein Streifenmuster, und

ich dachte, jeden Moment könnte ein Paar lange Fühler aus seiner Stirn schnellen. Er schien gegen alle Widrigkeiten des Daseins gewappnet zu sein und wäre wahrscheinlich sogar in der Lage, in einer leeren Küche überlebenswichtige Essensreste aufzuspüren. Noni schüttelte ihm nervös die Hand.

»Hiya, Joe«, sagte er und beugte sich so weit zu meinem Bruder hinunter, dass er ihm direkt in die Augen schauen konnte. »Bist du bereit?« Dann machte er eine Kopfbewegung in Richtung der anderen Jungen.

Joe nickte kurz, entfernte sich von Noni und stellte sich in die Reihe.

»Okay, Jungs«, sagte Marty und breitete die Arme aus. »Heute ist unser erster Tag als Team. Wir alle müssen lernen, unsere Rolle darin zu spielen. In einem Team muss sich jeder auf den anderen verlassen können. Ihr werdet euch so gut kennenlernen, als wäret ihr Brüder.« Trainer Marty machte eine kurze Pause. »Aber heute wollen wir einfach nur Spaß haben.«

Wir setzten uns mit Noni auf die Zuschauerbänke und schauten zu, wie die Jungen ihren Vätern schlaff und unbeholfen Bälle zuwarfen. Währenddessen zeigte Marty Joe, wie er einen Schläger halten, ihn schön gleichmäßig in Höhe der Taille schwingen und einen Ball mit dem geriffelten Teil seines Handschuhs fangen sollte. Nach einer Weile teilten sich die Jungen in zwei Mannschaften und begannen ein Trainingsspiel. Joe positionierte sich im Center Field, gleich hinter der zweiten Base, wo er einerseits mitten im Getümmel und andererseits vollkommen allein zu sein schien. Armer Joe, dachte ich. Er trat von einem Fuß auf den anderen, rieb sich die Nase, setzte die Kappe ab und wieder auf. Die anderen Spieler lachten, redeten viel oder winkten ihren Vätern zu. Armer, armer Joe!

Die Batter wechselten sich an der Home Plate ab. Oft verfehlten sie den Ball, ließen die Schläger fallen und brachen schließlich in Tränen aus. Bis ein blonder Junge mit kugelrundem Bauch an die Reihe kam. Er war nicht groß, aber stark, und ganz offensichtlich hatte er Erfahrung mit dem Spiel. Ein Vater warf ihm einen harmlosen Ball zu, der Junge schwang kraftvoll den Schläger und – klack – flog der Ball in hohem Bogen übers Spielfeld. Im nächsten Moment schnellte Joe in die Höhe, als hätte er Sprungfedern, um den Ball zu fangen. Der traf – wump – mit solcher Wucht auf Joes Handschuh, dass ich staunte.

Der blonde Junge hielt mitten im Lauf inne und machte ein ebenso schockiertes wie entsetztes Gesicht.

»Wow! Super gefangen!«, rief Marty Joe zu.

Meine Schwestern, Noni und ich applaudierten wie verrückt. Joe winkte uns kurz zu und grinste. Neben mir auf der Sitzbank schien Noni sich zu weiten wie eine Lunge, die sich nach längerer Zeit wieder mit Luft füllt. Sie winkte Joe zu.

\*\*\*

Als Joe mit dem Baseballspielen begann, hatten wir eine Sorge weniger, der aber schnell andere folgten.

Nach dem Abendessen hörte ich Noni manchmal murmeln: »Eine Sache zurzeit. Eine Sache. Nur eine.«

Vor unserer Haustür wurden jetzt keine Schüsseln voller Essen mehr abgestellt. Unsere Lehrer fragten uns nicht mehr, wie wir zurechtkämen, und sahen uns nicht mehr mitleidvoll an. Ich konnte wieder gut schlafen. Genau wie Joe und Renee. Nur Caroline hatte noch Albträume, ganz schrecklich düstere, in denen oft ein Kind mit einem bö-

artigen Blick vorkam. Nach einer Weile gewöhnten wir uns aber an ihre schlechten Träume, und so schienen wir langsam wieder zur Normalität zurückzukehren.

Eine Sache zurzeit. Nur eine.

Manchmal schimpfte Noni laut und warf Dinge an die Wand – Bleistifte, Bücher, Hefter. Überall auf dem Küchentisch, im Arbeitszimmer und in Nonis Schlafzimmer lagen Papiere herum. Abends plagte sich Noni mit einer großen grauen Rechenmaschine ab. Wenn wir zu ihr gingen, ihr einen Kuss gaben und sie baten, uns zu Bett zu bringen, sagte sie: »Gleich. Ich komme gleich.« Also gingen wir allein zu Bett. Manchmal schliefen wir schon ein, wenn wir noch gar nicht zugedeckt waren, während die Rechenmaschine ratterte, die Noni mit einem schwieligen Zeigefinger bediente, energisch und beharrlich.

Drei Monate nach dem Tod unseres Vaters zogen wir von dem gelben Haus in ein zehn Kilometer entferntes ebenerdiges graues Farmgebäude. Ohne Treppen, Schaukel oder nennenswerten Hinterhof, nur ein Stück Kiesboden und ein kleiner vergilbter Rasen vor einem hohen Holzzaun. Im Vorgarten stand ein Baum, eine riesige Robinie, neben der man sich ganz klein fühlte und die einen rauen Schatten auf das Haus warf. Wir liebten unser gelbes Haus und beweinten seinen Verlust mehr als den unseres Vaters.

»Wir haben kein Geld«, sagte Noni. »Es tut mir leid. Euer Daddy hat mir nicht gesagt, dass wir kein Geld mehr haben.«

Es war Juni, als wir umzogen. Das Schuljahr war gerade zu Ende. Meine Beine waren von Mückenstichen übersät, gerötet und juckten, und weil ich andauernd daran herumkratzte, bluteten sie. An jenem schwülheißen Tag saßen wir alle bei Noni auf dem breiten Vordersitz des Umzugswagens. Joe saß am Fenster und verrenkte sich beinahe den

Hals, als er dem gelben Haus nachschaute, das in immer weiterer Ferne verschwand.

Wir halfen Noni, Handtücher und Bettwäsche auszupacken, Geschirr und Besteck, unsere Sommerkleidung und Bücher. Renee und Caroline sollten sich jetzt ein Zimmer teilen. Joes Zimmer lag unten, nahe dem Badezimmer. Ich sollte in einer kleinen, versteckten Kammer mit niedriger Decke und ohne Fenster schlafen. Unsere alten Sachen wirkten in den neuen Zimmern fehl am Platz. Ich erwartete, dass jeden Moment jemand eine Tür aufreißen und *Überraschung!* oder *Ist das nicht komisch?* rufen würde – unser Vater vielleicht. So etwas hatte er nämlich manchmal getan.

Am ersten Abend setzten wir uns zum Essen auf die Couch und aßen Spaghetti mit Soße aus der Dose. Zufällig hatten wir nach unserem Alter Platz genommen: Renee neben Caroline neben Joe neben mir. Ich hatte schon mein Nachthemd an, ein kurzes, und das genoppte orangefarbene Couchpolster ließ meine Schenkel noch mehr jucken. Unsere Münder waren von der Tomatensoße rot umrandet.

»Kinder«, sagte Noni. Sie stand vor der Couch. Unausgepackte Kisten säumten die Wände. In der Küche stapelte sich schmutziges Geschirr im Spülbecken.

»Ja?«, sagte Renee.

»Kinder«, wiederholte Noni. »Ich bin sehr müde.« Die Haare hingen ihr schlaff am Gesicht herunter, und ihr Blick schien aus einer unergründlichen Tiefe zu kommen. Ihre Schlüsselbeinknochen zeichneten sich scharf unter der Haut ab. Es sah aus, als könnten sie ganz leicht brechen.

»Ich brauche Ruhe«, sagte Noni. »Okay?« Sie schaute einen nach dem anderen an und hob die Augenbrauen.

Caroline, Joe und ich drehten uns nach Renee um: Sie war die Älteste, sie wusste, was zu sagen war.

»Keine Sorge, Noni«, sagte sie. »Ich kümmere mich um alles.«

Noni nickte kurz, als sei damit alles geregelt. Dann beugte sie sich zu jedem von uns herunter und küsste uns auf die Stirn. Ihre Haare kitzelten meine Wange, dann verschwand sie durch den langen dunklen Flur in ihr Zimmer.

Drei Tage lang verließ sie es nicht. Dann sechs. Dann vier. Dann wieder sechs. So ging es immer weiter. Manchmal tauchte sie auf und kochte etwas zu essen. Oder fragte uns, wie es uns ginge. Oder verarztete ein aufgeschlagenes Knie, einen Sonnenbrand auf der Schulter oder eine Schnupfen-nase. Aber hauptsächlich war sie in ihrem Zimmer, die Tür geschlossen, die Vorhänge zugezogen, das Licht gelöscht. Eine stille, dunkle Höhle, in die wir nicht einzudringen wagten. Wie lange ging das so? Renee behauptete später, es seien drei Jahre gewesen. Joe meinte, es seien eher nur zwei gewesen. Als wir älter waren, sprachen wir von dieser Zeit als der »Großen Pause«, aber damals hatten wir keine Worte dafür. Wir taten so, als sei alles in Ordnung, und versicherten einander, es werde schnell vorübergehen. Wir mussten einfach abwarten, bis Noni sich genug ausgeruht hatte. Wir mussten uns gedulden, bis sie zurückkehrte.